

Das literarische Echo

Halbmonatschrift für Literaturfreunde

Begründet von Dr. Josef Ettlinger

Herausgegeben

von

Dr. Ernst Heilborn

Zwanzigster Jahrgang

Oktober 1917 bis Oktober 1918



Egon Fleischel & Co.
Berlin W

Das literarische Echo

Halbmonatschrift für Literaturfreunde

20. Jahrgang: Heft 2.

15. Oktober 1917

Aus Julius Rodenbergs Tagebüchern

V

Weimar, 15. Febr. 1856.

So fand ich mich denn, wahrhaftig wie durch einen Zauberschlag, in dem alten thüringer Fürstentum, in der Musenstadt, die jedem Deutschen heilig, jedem ihrer Dichter zumal! Die Reise von Halle durch das mondbeglänzte Saaleland glich einem Traume, den ich auch in halbem Schlaf erlebte, und die mitternächtige Fahrt durch die stillen Gassen der Stadt, von einem Wirtshaus zum anderen, weil nirgends Quartier zu haben war, machte mich nicht unzufrieden. Ja, der gute Humor, die Erwartung und Spannung bewahre ich mir noch in meinem Dachkämmerchen, wo die Aussicht auf den Hof mit dem Düngerhaufen, auf das gadernde Federvieh und die geöffneten Kuhställe geht, so daß ich eher glauben könnte, ich sei in die Abgeschiedenheit eines Dorfes als nach Weimar geraten. Allein eben diese ländliche Abgeschiedenheit, die mir selbst gestern schon auf der Straße auffiel, dünkt mich neben dem Großen und Fürstlichen, was die Stadt sonst noch hat, ein sehr wichtiges Moment für das Verweilen und die Entwicklung unseres größten Dichters, dessen Manen mich, seit ich hier eingefahren bin, im Schlaf und im Wachen zu umschweben scheinen.

Allein unangenehm ist mir, daß morgen hier der Großfürstin Geburtstag gefeiert werden soll; und bei dem Anteil, welchen Liszt an demselben nehmen wird, muß ich fast fürchten, daß eine der hauptsächlichsten Absichten und Ausichten auf Weimar für mich und für diesmal unerfüllt bleiben werden. —

Gotha, 17. Febr. 1856.

Seit gestern Mittag hier. In Weimar war ich des Mittags bei Fr. Liszt auf der Altenburg, sah daselbst die Fürstin Wittgenstein und ihre Tochter, die eine geistvoll, die andere sehr gefällig und reizend. Auch Hoffmann von Fallersleben war anwesend, und Rümpler¹⁾ aus Hannover. Den Musiker Peter Cornelius rasch kennengelernt und liebgewonnen. Nachmittags die Probe von Benvenuto Cellini²⁾, welche Liszt ganz Feuer und Flamme dirigierte; auch Hector Berlioz anwesend. Abends noch alle zusammen; wert war

mir die Bekanntschaft des Violinvirtuosen E. Singer. Wir attachierten uns sehr bald. Nachher noch eine Mondscheinpromenade durch die Gassen. Am anderen Tage schon früh auf; der herrliche Blick auf das Rathaus mir gegenüber. Hier war schon alles zu meinem Empfang bereit. Griepenkerl sehr herzlich und im ganzen vom besten Eindruck auf mich. Litolf sehr extravagant, und nach dem Anschein viel bedeutender, als ich ihn bisher gehalten. Heute früh Probe von Robespierre³⁾. Die Dichtung wirkt mächtig auf mich. Ein höchst begabter Schauspieler ist Hittl, Darsteller des Robespierre. Auf der Bühne lernte ich par distance die junge Schauspielerin Fräulein Ehrenbaum kennen; die Mutter derselben hat mich auf diesen Mittag eingeladen. Ich werde sogleich hingehen.

Am 19. Febr.

Es ist kaum noch durchzukommen durch all den Lärm. Gestern mittag kam Hector Berlioz mit Frau an. Diese ist eine reizende, schwarzäugige Französin; ich führte sie ins Theater. Er ist immer korrekt, geistvoll und ruhig, während Litolf immer erhitzt und aufgereggt, Griepenkerl verstimmt; auch zwischen Griepenkerl und ihm geheime Differenzen; und alles Intrige, Feindschaft; äußerlich alles Harmonie. Zum guten Ende kam auch noch Cornelius als geheimer Agent von Weimar. Das Stück gefiel sehr; am meisten die Duvertüre. Fräulein Ehrenbaum war vorzüglich. Beim Hinausgehen begegnete sie mir und sah sich sehr auffordernd nach mir um. Allein ich machte, als sähe ich es nicht, da Madame Berlioz und Griepenkerl in der Nähe. Als eine der gemütvollsten Erscheinungen trat nun in diesen Sturm und Drang Adolf B u b e, ein ruhiger, herziger Thüringer.

London, 28. Sept. 1856.

Sonntagsmorgen.

Eben habe ich wieder einmal rechte Seligkeit in den deutschen Liedern gefunden. Oh, es geht doch nichts über das deutsche Lied — und das Lied hat auch kein anderes Volk als das deutsche. Der englische song, der französische chanson — wie gemacht der eine und wie kühl der andere gegen das Herzblut, das in unseren Liedern quillt. Bist ein prächtig Volk, du deutsches, und mit Tränen in den Augen,

¹⁾ Verleger.

²⁾ Oper von Berlioz.

³⁾ Von Griepenkerl.

diese in schlichter Volksliedart angeführten Vorgänge dramatisch zu begründen und zu vertiefen, sie unserem Empfinden verständlich zu machen. — „Schamhaft säumt sein Weib zu ihm zu kommen,“ heißt es in der Ballade, und auch bei Dgrizovic verteidigt sich die Hassanaginicia mit ähnlichen Worten gegen den ihr ins Gesicht geschleuderte Vorwurf der Lieblosigkeit. Aber Dgrizovic fühlte, daß uns Abendländern, bei denen die Frau als Mädchen wie als Gattin eine andere Stellung einnimmt als bei den Muselmanen, diese Motivierung vom rein menschlichen Standpunkt aus nicht genügen dürfte, und so verlegte er in dichterisch ungemein feiner Weise den Konflikt in das Innere der beiden Hauptpersonen. Aga Hassanaga hat sich scheinbar während seines Krankenlagers von seiner Gattin abgewendet, er umgibt sich mit schönen Tänzerinnen, und da er ihr den Scheidebrief überreicht, sieht es so aus, als sei er ihrer überdrüssig geworden. In Wahrheit liebt er aber nach wie vor mit glühender Leidenschaft sein schönes Weib, das er sehnsüchtig erwartet hatte, als er einmal aus einem schwülhinnlichen Traume aufwachte:

„Ich erwachte. Und ich fand dich nicht,
Und doch hättest du mir kommen sollen,
So verschleierte, wie du jetzt es bist,
Als Gefährtin, aber nicht als Weib.
Siehst du, daraus, daß du nicht gekommen,
Weiß ich, daß du mir nicht zugehörst.“

Es ist also das uralte und doch ewig neue Begehren des Mannes in dem ihm anvertrauten Weibe über der Mutter seiner Kinder nicht die Geliebte zu verlieren, das Hassanaga in den Wahn hinein getrieben hat, seine Gattin liebe ihn nicht mehr. Es war also eine Art Probe auf ihre Liebe, die er anzustellen wähnte, als er trotz alles Sehnsens sie nicht zu sich rief, wogegen sie wieder als echtes Weib in all ihrer Liebesglut davor zurückscheute, durch ihr ungerufenes Kommen dem Gatten zu zeigen, wie heiß sie nach seiner Umarmung begehre. Bekennst sie doch ihrer reifen Tochter Sultanija:

„Vor Euch hab' meine Liebe ich verborgen,
Vor Euch nur, Mutter, und bei ihm sein Lieb.
Wenn wir allein, in dämmerhellen Stunden,
Da lieb' ich ihn, da gab ich ihm mein Herz!“

Wir haben also hier einen rein menschlichen Liebeskonflikt losgelöst von allen konventionellen, durch die Mode bedingten Zeitlichkeiten. Auch die Schürzung des Knotens durch die zweite Verlobung der Hassanaginicia ver menschlicht Dgrizovic. In der Ballade sehen wir die nach unseren abendländischen Anschauungen rechtlose Stellung der türkischen Frau, wie sie von ihrem Gatten brutal verstoßen und von ihrer Sippe ebenso brutal zum zweiten Male, ohne daß ihr Herz auch nur im geringsten gefragt wird, verheiratet werden soll. Ganz anders bei Dgrizovic. Wohl drängen die Trauernde ihre Mutter und ihr Bruder zu einer zweiten Eheschließung, aber der Mann, dem sie nach langem Zaudern endlich die Hand zum zweiten Bunde reichen will, ist ihre keusche Jugendliebe, der Kadi von Imoski, der in seiner edlen Männlichkeit so rührend um ihre Hand wirbt, daß man es wohl verstehen kann, daß die Unschuldig Verlassene sich ihm schließlich zuneigt. So wird auch der Hassanaginicia Verlobung mit dem Jugendfreunde rein menschlich begründet, aber es siegt doch die Liebe zu dem Aga, und als diesem zum Schluß sich das Bekenntnis seiner Liebe zu ihr den trotzig geträufelten Lippen entringt, da sinkt sie glücklich aber brechenden Herzens in seine Arme. Hassanaga entschleiert eine Tote . . .

Kürzlich wohnte ich einer Aufführung dieses schönen Liebesdramas in dem Belgrad gegenüberliegenden Semlin bei, wo es im Theaterjaale des „Grand Hotel“ durch eine kroatische Künstlertruppe mit allerdings höchst unzulänglichen Mitteln in der Ausstattung und arg zusammengestrichen gegeben wurde. Die Wawra, eine erste Künstlerin des agramer Theaters, spielte die Hassanaginicia.

Diese Rolle dürfte ihr übrigens besonders gut liegen, denn das Weib des Aga ist ganz verhaltene, tief in sich verschlossene Leidenschaft, die nur in den Augenblicken höchster Erregung sich in Wort und Geste äußert, und für die Darstellung solcher Frauen besitzt die Künstlerin alle nötigen Mittel: das Ausleuchten ihrer schönen Augen, die halben bedeutungsvollen Geberden und die Beseelung der Rede durch die Innigkeit des Klanges. Dazu ihre hohe, schlank, vornehme Erscheinung . . .

Nach der Vorstellung ging ich über die 3300 Meter lange Holzbrücke, ein in unglaublich kurzer Zeit bald nach der zweiten Einnahme Belgrads geschaffenes Meisterwerk österreichischer Baukunst, nach Belgrad zurück. Es war eine wundervoll klare warme Sternennacht. Am Himmel fuhr ein Scheinwerfer mit langem Lichtfinger hin und her, und hunderte von elektrischen Glämmchen glänzten fern und nah. Ein Bild feierlichen Schweigens! Wann wird die Zeit wiederkommen, da all die Kulturen der rassistisch so viel gespaltenen Völker Europas wieder in der Harmonie gegenfeitigen friedlichen Wettbewerbes zusammenfliegen werden?

Belgrad

Josef Stolzinger-Cerny

Französischer Brief

Es ist an dieser Stelle wiederholt darauf aufmerksam gemacht worden, mit welcher Sorgfalt, mit welchem Eifer und mit welcher Verbündlichkeit die französische Geisteswelt das künstlerische, literarische und wissenschaftliche Spanien zu umwerben versucht. Ausstellungen, Vorlesungen, Vortragsreisen und Aufsätze in Zeitungen und Zeitschriften sind die Mittel dieser nachdrücklichen und eingehenden Annäherungsversuche. Besonders intensiv werden diese Werbungen von kirchlicher Seite betrieben. In der Julinummer der „Revue pratique de l'Apologétique“ veröffentlichte Pater Lhaude eine biographische und kritische Studie über den 1915 verstorbenen Pater und Roman Schriftsteller Luis Coloma, der am 9. 1. 1852 in Jerez de la Frontera in Andalusien geboren wurde, zuerst die Marineschule in Fernando besuchte, mit 17 Jahren in Sevilla Jurisprudenz studierte, später Geistlicher wurde und die Redaktion von „Meusajero del Corazon de Jesus“ übernahm. Pater Lhaude geht über die Jugendwerte des Autors kurz hinweg und beschäftigt sich hauptsächlich mit Colomas erfolgreichstem Roman: „Pequeñeces“ und seinem letzten Werk „Boy“. Besonders die Analyse und die Wirkung des Romans: „Pequeñeces“ ist anschaulich und lebendig vorgetragen. Das Buch, in dem Coloma der madrider Gesellschaft einen Spiegel vorhielt, hat eine Flut von Artikeln, Broschüren und Büchern hervorgerufen und gerade in den Kreisen dem Verfasser einen Anhang verschafft, deren Treulosigkeit, deren Leichtgläubigkeit, deren Unmoral und deren religiöse Trägheit und Verlogenheit er in dem Roman geißelte. Allein nicht nur die Irreligiosität des heutigen Spaniens wird in dem Buch an den Pranger gestellt, sondern auch die Abkehr der Aristokratie von dem alten spanischen Integritätismus zugunsten der Restauration. Coloma hadert in diesem Buch mit den Spaniern, die sich zum Liberalismus bekennen. Der Liberalismus sei die eigentliche Todsünde, verwerflicher als Sinnenlust, Heiterkeit und Festesfrohsinn. Der letzte Roman Colomas, in dem eine mildere Gesinnung obwaltet, findet vor dem französischen Pater weniger Gnade. Anschaulich schildert Lhaude die letzten Jahre und Tage des spanischen Dichters und sein Begräbnis. In einem schlichten Sarge wurde die Leiche des armen Dichters gebettet und dritter Klasse zu Grabe geführt. Allein die Nachricht von seinem Tode hatte zahlreiche Vertreter der Aristokratie, der Wissenschaft und der Literatur herbeigerufen. Herzöge, Grafen, Botschafter, Bischöfe, Professoren und Dichter folgten dem einfachen Leichenwagen.

In „Le Pavs“ vom 10. 8. veröffentlichte Louis Valon eine Studie über die mittelalterlichen Gesänge

Frankreichs, in der der Verfasser einen Überblick über die Bedeutung der „Chants“ im Laufe der Geistesgeschichte Frankreichs gibt. Trotzdem Lalou nicht umhin kann, die deutschen Forschungsarbeiten von Bartisch, Diez, Suchier, Wilhelm Meyer zu nennen, behauptet er, daß wir Deutschen die mittelalterliche Poesie Frankreichs immer gering geschätzt hätten und daß erst Joseph Bédier das Ansehen der französischen Poesie des Mittelalters gerettet habe. Das neueste und beste Buch über dieses Gebiet sei das von Jean Bed über die Troubadours, das soeben bei Laurens erschienen sei.

Der Musikschriftsteller Camille Bellaigue hat in einem Buch „Propos de musique et de guerre“ eine Anzahl Studien vereinigt, in denen er Schlachten Szenen in der Musik analysiert. Seit dem XVIII. Jahrhundert, schreibt er, seien zahlreiche Soldatenrollen für Tenöre, Baritone und Bassisten geschrieben worden, jedoch das seien stets Soldaten gewesen, die dem Wein, der Liebe und dem Tabak ergeben waren. Erst im XIX. Jahrhundert habe der Krieg die Phantasie der Komponisten beschäftigt. Beethoven als erster habe 1813 seine Schlacht von Vittoria komponiert. Nach Beethoven habe Meyerbeer die Belagerung von Münster komponiert, Vincent d'Indy sein Fervaal, Bruneau seine Quatre Journée usw.

Eine bemerkenswerte Studie über Baudelaire veröffentlichte Camille Bergniol in „La Revue de Paris“ am 15. 8. unter dem Titel „Cinquante ans après Baudelaire“. Einleitend entwickelt der Verfasser in gedrängtester Form auf zehn Seiten eine Lebensskizze des Dichters, die trotz dieser knappen Fassung alles Wesentliche umfaßt und ein rundplastisches Bild seiner Erscheinung und seines Charakters bietet sowie die Hauptzüge seiner äußeren und inneren Entwicklung hervorhebt. Anschließend daran schildert Bergniol die Aufnahme, die Baudelaire in literarischen und künstlerischen Kreisen Frankreichs gefunden hat, und zwar ist diese Aufreihung seiner Wirkung in historischer Reihenfolge angelegt. Mit dem Erscheinen der „Fleurs du Mal“ hebt Bergniol an. Am 11. Juli 1857 wurde der Gedichtband in 1300 Exemplaren ausgegeben. Bekanntlich rief das Buch einen Skandal hervor, der zu einer Gerichtsverhandlung führte. Der Prozeß endete mit der Freisprechung des Dichters. Baudelaire aber hatte mehr erwartet: „J'attendais qu'on me fit réparation d'honneur“. Das gerichtliche Verfahren und die sich daran anschließende Pressepolemik verhoffentlich Baudelaire einen frühen Ruhm. Außerhalb seines Freundeskreises, dem Poulet-Malassis, Anelle, Asselineau, Stevens, Kops, Manet, Champfleury, Vanille, Victor Hugo zugehörten, fand Baudelaire nur wenige, die ihn verstanden und schätzten. Während des Prozesses erschienen nur vier günstige Besprechungen der „Fleurs du Mal“, die von Barbey d'Aurevilly, Asselineau, Thierry und Dulamon stammten. Alle übrigen Artikel über den Gedichtband waren entweder sehr zurückhaltend oder, wie die von Burdin von Empörung und Entrüstung getragen. Am ausführlichsten, ruhigsten und sachlichsten hat J. J. Weiss in der „Revue contemporaine“ vom Jahre 1858 über die „Fleurs du Mal“ geschrieben. In „Les Essais de Psychologie contemporaine“ trat Paul Bourget im Jahre 1883 gegen Baudelaire auf, in „Questions de Critique“ lehnte vier Jahre später Brunetière den Dichter ab. Gleichzeitig wurde er von Jules Lemaitre verurteilt. Von späteren Literaturhistorikern ist Emile Faguet am entschiedensten gegen Baudelaire aufgetreten; trotzdem aber konnten alle diese Gelehrten nicht umhin, festzustellen, daß er das Idol der Jugend sei. Diese Gesinnung brachte Maurice Barrès zum Ausdruck. Er veröffentlichte im Jahre 1884 im Namen der Jugend in „Les Taches d'Encre“ eine Apologie Baudelaire's. Auch Paul Desjardins huldigte dem Dichter im Namen der neuen Generation in der „Revue bleue“ von 1887. Ein Umschwung in der Einschätzung Baudelaire's trat ein. Sprond, Rodenbach, Maeterlinck, Mirbeau, Hérold, Coppée, Sully Prudhomme, Alexandre Dumas fils feierten den Dichter in begeisterten Worten. Auf diesem Standpunkt verharrete

die Generation um Laforgue, Moréas, Stuart Merrill und Paul Fort, Rumänier, Sizilianer, Kreter, Kosaken und Grönländer sehen zusammen mit den Franzosen in Baudelaire, wie Bergniol schreibt, den größten Dichter der Gegenwart. Da von allen namhaften Geistern Urteile über Baudelaire zitiert worden sind, ist diese Studie Camille Bergniol's literarhistorisch von großem Wert. Anschließend daran veröffentlicht „La Revue de Paris“ eine große Anzahl bisher unbekannter Briefe des Dichters, die geeignet sind, sein Charakterbild zu vervollständigen.

Dito Grautoff

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Doktor Gräser, Badaerzt. Erzählung. Von Arthur Schnitzler. Berlin 1917, S. Fischer. M. 3,— (4,—).

Wenn das Alter, wie so oft gesagt worden, einem klaren Bergsee gleicht, der, ein ungetrübter Spiegel, stillere ähnelnde Vorgänge im Wechsel mit beruhigteren seelischen Forderungen zeigt, so scheint solchem See ein Zauberwald vorgelagert zu sein, den der Alternde zunächst zu durchschreiten hat und in dem ihn letzter Hexenwahn beängstigt.

In diesem Zauberwald findet sich Doktor Gräser, Badaerzt. Drei Frauen treten ihm entgegen und werben um ihn, jede in ihrer Art. Mit seelischem Freimuth die eine, derart, daß ihre Werbung zu strahlender Offenbarung einer vornehmen und seltenen, höchst begehrenswerten Persönlichkeit wird; mit naiver, sehr reizender Sinnlichkeit die andere; mit berechneter Verfälschung die dritte, und natürlich ist sie es, die der Gealterte mit sich führt. Wohin? Zu dem Bergsee?

Der in den Strudel dieser Wirrnisse gelangt, Doktor Gräser, Badaerzt, benimmt sich darin, wie der Kork im Wasser. Vielleicht ist es künstlerische Absicht, oder es ist, wie immer bei Schnitzler, ein Übermaß an Psychologie, das die Schärfe der Profilkonturen beeinträchtigt, — zu stark individuellem Eindruck gelangt man nicht. Doktor Gräser; Badaerzt, ist nur Typus. Der Typus des Gealterten, dem sein Beruf zur Gewöhnung geworden; der an manchen lauen Erlebnissen Opferfreudigkeit und Glauben verlor; der keine Entschlußkraft besitzt; der mit der Steptis des Schwächstigen die Augen überanstrengt, zu sehen, was nicht da ist, und nicht zu gewahren, was sehr hold am Wege blüht.

In der etwas verschwommenen Gestalt des Doktor Gräser ist die Galerie literarischer Philisterporträts immerhin um eine bemerkenswerte Nummer bereichert worden.

Man ermißt an diesem Bilde, wie groß die Kunst des Erzählers ist. Denn dieser Doktor Gräser ist nun freilich ein Gleichgültiger. Man möchte an ihm vorüber. Und kann es nicht. Man sieht sich an jedem Kilometerstein des seelischen Ganges genötigt, diesen Gealterten, Feigen, Erbärmlichen von sich abzuschütteln, sich von der eigenen Verachtung Rechenschaft abzulegen — und gelangt dazu, ihn immer tiefer zu begreifen, an ihm sich selber zu richten, in ihm sich selber das Verdammungsurteil zu sprechen. Sehr groß ist die Kunst des Erzählers.

Man fühlt sich im Bann einer rein innerlichen Spannung, der man sich aus seelischem Reinlichkeitsbedürfnis entziehen möchte, und die statt dessen zunimmt.

Aber dann steht man am Ende. Das Ganze wieder überblickend, fragt man sich, ob die erzielte Wirkung mit den aufgewandten künstlerischen Mitteln in Einklang steht. Von einem gewissen literarischen Standpunkt aus wird man die Frage bejahen. Zweifellos kann es künstlerischer Selbstzweck sein, durch Eingehen in philiströse